

Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 36

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644860>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

Nr. 36
XVI. Jahrgang
1926

in Wort und Bild

Bern
4. September
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Brähler, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Sommer am Bielersee.

Von Rob. Scheurer.

Wie leuchtest du in heißen Sommertagen,
Du blauer See, in dem das Eiland ruht!
Es flimmert über dir wie Goldgeschmeide,
Und Fische schnellen blinkend aus der Flut!

Ein grüner Rahmen sind dir rings die Wälder,
Die Rebhänge und des Röhrichs Strand,
Die weißen Häuser drin wie Edelsteine,
Schmuck eingefest von eines Meisters Hand!

Und diese Ruhe! Weich, wie traumverloren,
Haltst selten kaum ein Bahnpfiff durch die Luft;
Einsamen Sifers dumpfe Ruderschläge
Sind hier das Einz'ge, was dem Echo ruft.

Wie steht der Sänger da in deinem Banne,
Du schöner See! Wie schweift sein Geist zurück
In jene seliggold'nen Jugendtage,
Da du ihm selber botst das höchste Glück!

Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Huggenberger.

11

Heinrich weidete sich neidlos am Glück des neugebadehen Bräutigams, wobei er auch einer kleinen Schadenfreude gegenüber dem abgebligten Kasparhuber Mitbewerber unbedenklich Raum gönnte. Heimlich dachte er fast immer an Sabine Bucher. In einer Anwandlung von Vertrauensseligkeit war er mehrmals auf dem Punkte, dem Gefährten etwas von seinem guten Willen zu ihr zu verraten und ihn um seine Meinung zu fragen; doch ließ ihn dieser nicht zu Worte kommen. Und nun berichtete ihm Herger, während sie eben vom schmalen Fußweg in die Fahrstraße einschwenkten, in ahnungsloser Aufgeräumtheit, wie ihm seine Braut heute abend etwas sehr Lustiges erzählt habe. Nämlich das Seiden-Bücherli habe sich mit einem sechzigjährigen Wittling verlobt, mit dem Leininger in Kasparhub. Der Zeltggbauer Rösch, ihr Brotherr, habe selber den Kuppler gemacht. Die Sabine habe halt wahrscheinlich aus Täubi gegen den Radhofer so schnell ja gesagt, und weil sie sonst auf den Winter an den Rumpelwebstuhl hätte sitzen müssen.

Heinrich hielt sich ganz still, scheinbar teilnahmslos. Das Reden wäre ihm schwer gefallen. Ueber Hergers weitere geschwätzige Mitteilungen hinweg klang der kurze blanke Taktschlag der Schritte auf der harten Straße, fast wie aus einem Traumland kommend, in sein Ohr. Es war ihm, wie wenn sie beide, er und der Kamerad, über sein einfältiges Lebensglück hintrampeln würden...

Am nächsten Vormittag betraf sich Heinrich Lenz schon früh vor neun Uhr hinter einem Dreier Wein in der untern Rößlistube. Es war ihm nicht recht klar, wie und warum

er nach dem Füttern da herübergekommen; fast wie einen Fremden konnte er sich selber beim Einschenken beobachten.

Die Wirtin wunderte sich auch, ihn so unzeitig als Gast zu sehen; insbesondere war sie neugierig auf die Herkunft des blau unterloffenen Males über seinem rechten Auge und ärgerte sich darüber, daß Heinrich ihre schlaue ausholenden Fragen einfach überhörte. Er habe bloß einmal sehen wollen, was sein Heimwesen mit dem Dachgiebelchen und der Jahrzahl von dieser Seite her für eine Falle mache, meinte er so nebenhin. Zur Bekräftigung seiner Ausrede stellte er sich jetzt breitspurig an ein Fenster, um aber sogleich unwillkürlich einen Schritt zurückzutreten: Sabine Bucher ging eben mit einem Körbchen am Arm am Hause vorbei und steuerte nun auf den schräg gegenüberliegenden kleinen Allerleiladen der Meideggerin zu.

Heinrich hatte augenblicklich einen Entschluß gefaßt. Er bezahlte und drückte sich, um von Sabine nicht gesehen zu werden, durch die hintere Tür hinaus mit dem Vorgeben, daß er mit dem Holzhändler Preschli im Unterdorf etwas abzumachen habe. Verschwiegene kleine Seitengäßlein brachten ihn bald auf die wenig begangene Zeltggbaustraße hinüber, auf der er sich mit einiger Hast, nicht ohne verstoßenes Umsichblicken, nach dem mageren Zeltholz hinaufwandte. Hinter einem dichten Wachholdergestrüpp versteckt, hielt er dort von Zeit zu Zeit scharfen Auslug nach dem offenen Weg hinab und beschäftigte sich daneben neuerdings mit einem in schlafloser Nacht vielfach erdauerten und erwogenen Plan. Wenn er alles, aber auch alles daran setzte, mußte

es doch wohl möglich sein, Sabine von dem ihm ganz unverständlichen Vorhaben abzubringen.

Es dauerte nicht gar lange, bis er die mit Spannung Erwartete ziemlich raschen Schrittes von weitem den Wald heraufkommen sah, worauf er sachte aus seinem Schlupf heraustat und ihr als ein zufällig des Weges Gehender langsam bergab entgegenschlenderte. Sie trug das Binsenkörbchen am Arm, das er an seiner wunderlichen Form sogleich erkannte, obschon es in der langen Zeit, die zwischen heut und jenem denkwürdigen Markttage lag, sein festliches Aussehen ganz eingebüßt und das Werktagsgewand angezogen hatte.

Aber auch seine hübsche Trägerin schien sich seit der ersten kurzen Begegnung an der Lenzenhalde verändert zu haben. Eine gewisse derbe Entschlossenheit regierte jetzt auf ihrem Gesicht, und die damals glattgeschneitelten Haare waren gleichsam wieder ein wenig wild geworden.

Heinrich wünschte mit möglichster Gelassenheit einen guten Morgen, welchen Gruß sie schnippisch erwiderte. Da er aber stehengeblieben war, durfte sie mit guter Art auch nicht ohne weiteres an ihm vorbei und ihrer Wege gehen.

Ob man also gratulieren dürfe, fragte er. Er sah den blanken Ring an ihrer Hand, und ohne daß er dafür konnte, klang etwas wie verhaltener Spott aus seinen Worten, als er seiner Frage jetzt die Bemerkung beifügte: „Es hat scheint's preßiert. Die Dahinten sind sonst auf dem Lenzenholz nicht Mode...“

Sie preßte die Lippen leicht aufeinander und sah ihn mit einem beinahe feindseligen Blicke an. „Die Herren Ledigen von Lenzenholz haben mir nichts zu befehlen und auch nichts vorzuhalten“, sagte sie scharf.

„Halt' ich dir etwas vor?“ wollte er sie begütigen. Aber er brachte gar nicht den im Herzen gemeinten Ton in seine Stimme. Ihr unfreundliches, abweisendes Wesen hatte etwas Verlehnendes für ihn. Ja, in seinem Innersten hatte er bereits leichten Kaufes alle Hoffnung aufgegeben. „Etwas sagen darf man doch? — Wenn man dazu weiß, wie du früher einen Vertilger ge habt hast.“

Sie war nun wirklich zornig geworden. Ihre Augen flimmerten, und das Mal auf ihrer Wange trat stärker hervor.

„Geh' mir weg mit dem dummen Gered! Ich weiß jetzt, was ihr da im Lenzenholz für Kerle seid, alle miteinander! Wo einer einen Geldsack riecht, läuft er sich die Beine unterm Leibe weg. Aber eine, die nichts hat, die ist bei euch verachtet wie ein Pudelhund! Eben darum, weil's euch in die Nasen heißt, hab' ich's getan! Eben darum!“

Damit wandte sie sich von ihm ab und schritt ohne Gruß bergan.

Er verharrte einen Augenblick wie angefroren auf seinem Platz, dann ging er ihr zögernd nach.

„Du — Sabine!...“ Der leise, bittende Unterton in seinem Anruf bannte sie, sie sah sich verwundert nach ihm um und blieb unschlüssig stehen, während er sich ihr langsam näherte.

„Ich hab' dich doch noch etwas fragen wollen!“

„Was denn?“ drängte sie unfreundlich, als er sie bis auf ein paar Schritte eingeholt hatte.

Er versuchte, sie anzusehen, aber sein Blick prallte an ihrer Unnahbarkeit ab. Indem er mit dem Finger auf das Körbchen an ihrem Arm hinwies, klaubte er mühsam ein paar Worte zusammen. „Weißt du auch noch — was einmal da in diesem Körbchen gelegen hat?“

Es lag etwas Gequältes in dem klaren, knappen Blick, mit dem sie ihm jetzt in die Augen hineinsah; sie war auf eine Sekunde verlegen. Aber gleich brach sie in ein kurzes, trockenes Lachen aus. „Derlei Kinderfächer hab' ich schon lang' vergessen. Was bloß aus Zucker und Teig gemacht ist, das gilt bei mir nicht viel.“

Und nun wurde sie plötzlich wieder heftig und streitbar. „Du hast am Ende gar gemeint, ich sei dumm genug, um den Gottswillen auf einen zu warten, der nicht weiß, wozu man auf der Welt ist? Auf den dritten Heinrich, der für andere Schildwache steht und sich den Schädel halb einschlagen läßt, damit die Mehlbuckpfluggen einen Mann bekommt. Derweil könnt' sich unsereins am Webstuhl einen Budel holen. Nein, danke schön!“

In diesem Augenblick kam ihm ihr Wesen fremd und unangenehm vor. Insbesondere der Uebername hatte in ihrem Mund etwas bitter Beleidigendes für ihn.

„Also, wenn du es doch sagst: es ist so!“ sagte er, halb von ihr abgewendet, trocken, hartnäckig. „Bei unsereinem kommt zuerst der Charakter! Bei mir kommt zuerst das Dorf und dann lange nichts mehr.“

Er bemerkte erst jetzt, daß er allein stand; ihre feste Gestalt verschwand bereits hinter einer nahen Biegung des Waldweges.

Unwillkürlich griff er mit der Hand nach dem leise schmerzenden Denkzeichen an seiner Stirne, dessen Vorhandensein er ganz vergessen hatte. Es schien ihm plötzlich gewiß, daß dieses Mal allein an dem mißlichen Ausgang seines Werbeganges schuld sein konnte.

Während er gesenkten Kopfes langsam dorfwärts schlich, wunderte er sich heimlich darüber, daß ihm jetzt von der ganzen Begegnung nur noch der sonderbare Blick gegenwärtig war, den ihm Sabine fast zuletzt geschenkt hatte.

Nach dem Mittagessen machte er ganz nebenbei die Bemerkung zu Annette, daß sie sich mit dem Heiraten auch weiterhin gründlich Zeit lassen könne und nichts zu überstürzen brauche. Denn einer Frau habe sie vorläufig und bis auf weiteres nicht Platz zu machen. Und dann berichtete er ihr des Langen und Breiten von seinem wohl vorbereiteten Plan, der Nachbargemeinde das Teuffenholz abzuverleihen. Sie war anfänglich für nichts zu haben und eiferte wie besessen dagegen, daß man das schöne Fleckchen einer seßköpfigen Idee zuliebe aus dem Stall gebe. Aber schon nach der ersten leisen Anspielung auf den harthölzernen Doppelkasten lenkte sie ein. Sobald sie ein bestimmtes Versprechen von ihm besaß, schrieb sie eigenhändig eine Karte an den Viehhändler Rebmann in Zimmerwald. Schon am nächsten folgenden Nachmittag kam der Handel ins reine, so daß Heinrich nun nicht einmal den nächsten Markttag abzuwarten brauchte. Es war ihm recht, denn der Gang wäre ihm sauer geworden.

Am gleichen Tage, da der Advokat Zeerli seinen anbedungenen Vorschuß mit Schmutzeln einstrich, mußte des alten Marti Viehklingsbaum an der Lenzenhalde sein Leben lassen. Annette selber half bei der Arbeit mit. Während

Heinrich sich jeden Artstreich sauer werden ließ und nicht recht voran wollte, war sie guter Dinge und bedauerte nur immer, daß man noch drei volle Jahre warten müsse, bis die Bretter tot und zum Verarbeiten bereit seien. Sie hub Erde aus wie ein Mann und zog jubelnd mit am Seil, bis der alte Kumpen endlich wankte und schwer hinschlug. Heinrich saß lange auf dem gefällten Stamm, der fast reden konnte und sah mit leisen Zweifeln im Herzen nach dem Teuffenwald hinab.

Elftes Kapitel.

Zwei Ohrfeigen und ein Wort unter der Gartentür.

Winter und Frühjahr waren vorbei, es ging bereits sachte auf den Heuet hin, als Heinrich Lenz nach längerer

Geduldssprobe zum drittenmal beim Winkeladvokaten in Schmelzach vorsprach, um sich nach Stand und Fortgang der Teuffenwald-Angelegenheit zu erkundigen. Der Zeerli empfing ihn mit ausgesuchter Freundlichkeit, ja, er lud ihn diesmal sogar ein, mit ihm drüben im „Salong“ eine Flasche alten Neuchâtelers zu trinken.

In dem unheimlich tiefen und weichen Sitz seines Polsterstuhles beinahe versinkend, gab sich Heinrich Mühe, eine den Umständen angemessene Haltung zu bewahren, was zwar mit einigen Schwierigkeiten verbunden war, da seine Knie fast auf Kinnhöhe zu stehen kamen. Nach dem Vorbild seines Wirtes faßte er sein Glas nur leicht mit den Fingerspitzen an; der Augenblick, da der Zeerli auf „definitives Gelingen der Aktion“ mit ihm anstieß, entbehrte nicht einer gewissen Feierlichkeit.

Freilich erwartete Heinrich nun zu allererst auf die dringlichsten Fragen Antwort, die noch immer unausgesprochen auf seinem Gesicht geschrieben standen. Der Zeerli schien aber nicht lesen zu können, er tat wenigstens nicht dergleichen. Mit zutunlicher Anteilnahme erkundigte er sich nach dem Stand der Gewächse, nach den Aussichten für die Heuernte und nach vielen kleinen Dingen, die ihn nach Heinrichs Dafürhalten wenig angingen. Er fragte, ob die Obstbäume gut angefaßt hätten, und Heinrich berichtete der Wahrheit gemäß, man bekomme dies Jahr mit dem Obstlesen wenig zu tun. Er verfehlte nicht, mit einigem Behagen, gewissermaßen zu seiner eigenen Beruhigung, ergänzend beizufügen, daß auch in Rasparshub kaum ein Stiel geblieben sei.



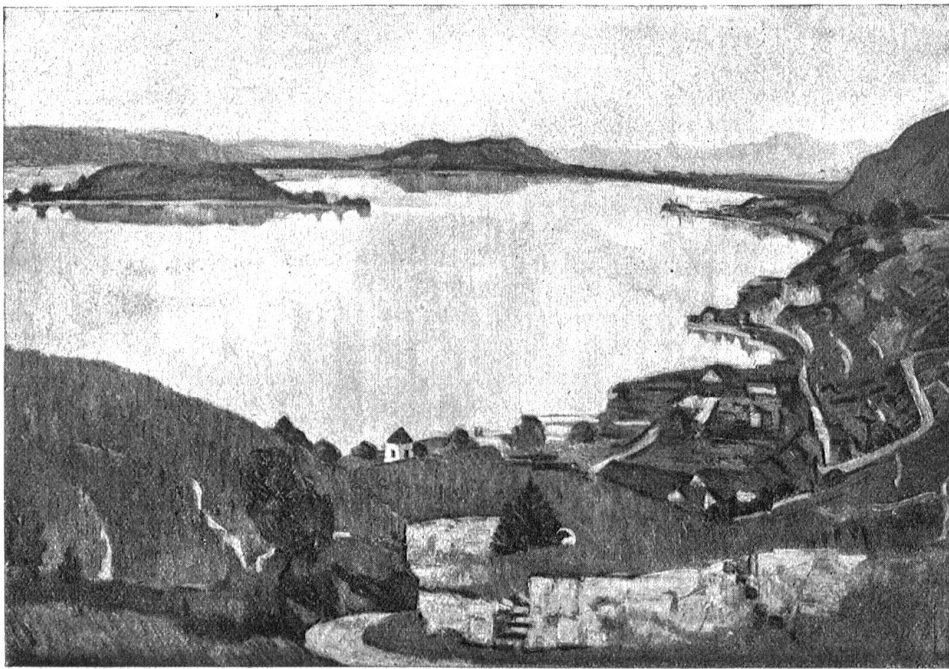
Ernst Geiger, Eigerz. — Sommertag.

Endlich, als bereits die zweite Flasche auf dem Tische stand, lenkte der Zeerli das Gespräch mit einer behutsamen Wendung auf die Prozeßfrage hinüber, und Heinrich, vom Weine aus seiner Schüchternheit aufgewedtet, sprach unumwunden aus, er möchte nun gern endlich etwas von dieser Sache hören.

Der Zeerli zog jetzt sein winziges Notizbuch aus der Westentasche und verlangte in überlegenem Geschäftston einige Auskünfte betreffend der verschiedenen Holzarten, mit denen der Teuffenwald zurzeit bestanden sei.

Heinrich hielt das für durchaus unverständlich und zwecklos. Seine Ungeduld wuchs mit jeder Minute, bis er zuletzt nicht sehr höflich mit der trockenen Bemerkung herausplakte, er wolle jetzt zu allererst einmal wissen, was in Sachen bis heute gegangen sei und ob man Aussicht habe, mit dem Prozeß noch in diesem Jahrhundert ans andere Ende zu kommen.

Der Zeerli maß ihn mit einem kurzen stehenden Seitenblick, vom gegenteiligen Erfolg des Anregungstrunkes sichtlich mehr enttäuscht als erfreut. Aber er stellte sich nicht im geringsten beleidigt. Er begreife voll und ganz, daß ein Laie in rein juristischen Angelegenheiten leicht zu irrtümlichen Schlussfolgerungen hinneige. Dem gegenüber müsse wiederholt sanktioniert werden, daß die Invaliderung eines Erwerbstitels in der Regel schwer zu forcieren, daß aber in diesem speziellen Fall ein negatives Ergebnis immerhin nicht vorauszusehen sei. Dahingegen bringe es eben der nicht zu umgehende Formalismus zwingend mit sich, daß man bei dem fragmentarischen Charakter des bis jetzt er-



Ernst Geiger, Eigerz. — Blick auf den Bielersee mit der St. Petersinsel und dem Jolimont im Hintergrund.

schlossenen Affenmaterials zu dessen weiterer Vervollständigung schreiten müsse, was auch seinerseits bereits geschehen wäre, wenn die ganze Unternehmung nicht zufolge Unzulänglichkeiten materiellen Charakters eine Interruption erlitten und vorübergehend in eine Phase der Stagnation eingetreten wäre. Mit anderen Worten: er beantrage hiermit im Interesse der beförderlichen weiteren Anhandnahme des Prozesses eine Nachsubvention von nur zweihundert Franken.

(Fortsetzung folgt.)

Zu Ernst Geigers Bildern.

Der Bielersee besitzt in Kunstmalers Ernst Geiger einen begeisterten Ränder seiner Schönheit. Es ist zwar nicht so, daß dieser Künstler mit dem Malgerät auf dem Buckel an den Ufern des Sees herumstreift, um lauschige Buchten, Seeeidyllen, Genrebildchen und solche Säckelchen aufzustöbern. Ernst Geiger malt keine Bildchen etwa im Sinne einer künstlerischen Heimattunde des Bielersees. Nein, er malt Bilder, in denen die Lösung der großen künstlerischen Aufgaben erstrebt ist, wie sie dem Landschaftsmaler gestellt sind: Luft, Licht, Tiefe und Raum. Nicht zufällig ist es, daß der Künstler sich am Bielersee angesiedelt hat, erst in Twann, nun in Eigerz. Dieser See bietet ganz besondere Schönheiten, die ihn vor andern Schweizerseen auszeichnen oder ihn diesen mindestens ebenbürtig machen. Wer in Sommer- oder Herbsttagen, aber auch zur Frühlings- und Winterszeit den Jura-Höhenweg von Mäglingen her gegen den Twannberg zu wandert, der erlebt Ueberraschungen, die sein Herz erfreuen. Besonders auf den Höhen über Twann und Eigerz bietet sich dem Auge manch ein entzückend schönes Seebild.

Da liegt vor ihm die leuchtende Seefläche, die wie ein Metallspiegel die Lichtstrahlen auffängt und zurückwirft, die von der abendlichen Sonne von Südwesten her über den Jolimont und die Sankt Petersinsel hinweg auf den See gegossen sind. Das Landschaftsbild hat hier eine ergreifend schöne Gestaltung. In der Tiefe zu unseren Füßen der leuchtende Wasserspiegel mit einer ganzen Skala von Weiß und Grau, von gelben, blauen, grünen und violetten Tönen. Darum der dunkelgrüne,

blaue Rahmen der Hügel- und Berglandschaft, und im Südwesten, durch die Lücke zwischen Jolimont und Jura, schweift der Blick über die weite Ebene des Großen Mooses und die weißschimmernde Fläche des Neuenburgersees hinweg. Wir haben ein beseligendes Raumgefühl inmitten dieses Höhenbildes; der Horizont, der an den fernen Alpen verblaut, erscheint in unendliche Ferne gerückt; das Auge mißt entzückt die Tiefe bis zum Seespiegel, und die Phantasie macht Ausflüge über die Wasserfläche hinüber zu der bewaldeten Insel, Rousseaux' „retrait chéri“, in die Buchten von Le Vandern und Erlach, wandert über den „Heidenweg“ zum Jolimont, oder fliegt mit Roespe über die weitgedehnte Hügel-landschaft hinweg.

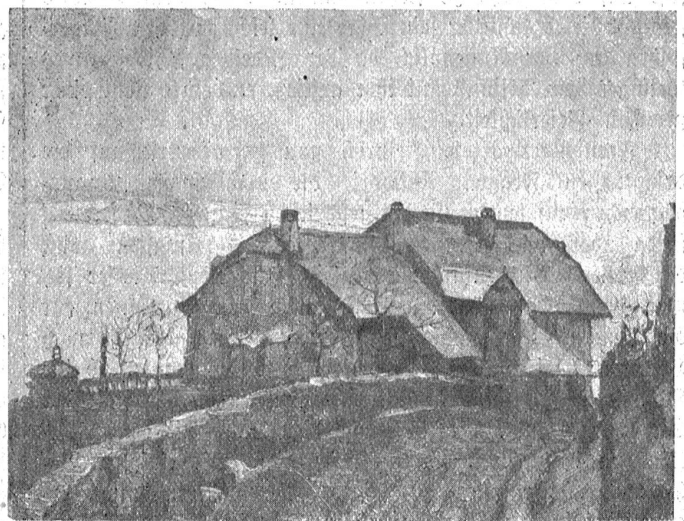
In ungezählten Variationen hat Geiger dieses Bild gemalt, immer bestrebt, die Tiefe des Raumes, den Duft der Ferne,

die Leuchtkraft der Sonne, das Glimmern des Wassers, das Wolkenspiel und was solcher malerischer Probleme mehr sind mit seinem Pinsel festzuhalten.

Eine Eigenheit dieses Pinsels ist die, in tiefen, ganz tiefen Farben aufzutragen, ja, zumeist legt der Künstler überhaupt den Pinsel auf die Seite und arbeitet mit dem Spachtel und zwar so lange, bis er die Leuchtkraft des Weiß oder Rot oder Gelb der Leuchtkraft der Sonne nahegebracht hat, bis das Bild Tiefe genug, bis es Luft bekommen hat, wie man das auf dem Höhenweg droben am Juraabhang mit stiller Freude erleben kann.

Geiger weißt auch öfters arbeitend am Luganer- und Langensee. Er hat, auf Hodlers Spuren wandelnd, die Schönheiten des Thunersees entdeckt, und zuweilen malt er auch den Neuenburgersee. Seespiegel, kräftige Uferlinien, schimmernde Buchten mit blauen Fernen, das sind eben die Lieblingsgegenstände seiner Kunst.

Ein unablässiges Mühen um die höchsten Ziele der Kunst in stiller Weltzurückgezogenheit und philosophischer Selbstbescheidung, die nicht Weltfremde und Interessenlosigkeit an den Lebensfragen der Gegenwart bedeutet — Ernst



Ernst Geiger, Eigerz. — Kapf, Dezemberfonne.